

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 186.

Freitag, 11. August.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

(6. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käthe van Beeke.

(Nachdruck verboten.)

### II.

Seine Alte hatte es damals gut gemeint, wahrhaftig. Unter tausend Frauen würde nicht eine so gehandelt haben wie sie. Aber die verdammte Romanleserei steckte ja wohl auch dahinter; Edelmut und Romantik, all solch Zeug, was sie in verschobener Stellung aus dem Geschreibsel herausgelesen hatte. Das Kind der Verlorenen und die hochherzige Frau von gutem Stande, die sich dessen annimmt! Vielleicht war auch die Erinnerung an ihre eigene Vergangenheit dazu gekommen. Weiß der Teufel, was die Weiber alles fühlen und denken! —

Na ja, damals hatte er es ihr ja hoch aufgenommen, und undankbar wollte er auch jetzt nicht sein, aber klüger wäre es doch gewesen, wenn man das Kind bei seiner Großmutter gelassen und gar nicht weiter die Augen anderer Menschen auf die Geschichte gezogen hätte!

In seinem Herzen hatte nie etwas für Fränze gelebt. Eine unangenehme Erinnerung war sie ihm immer gewesen, und all die Jahre ging er ihr aus dem Wege. Wenn sie ihn mit dem Namen „Onkel“ anredete, durchzuckte es ihn. Verlogen war es und ungebührlich. Sie gehörte nicht in seine ordentliche, saubere Familie, sie sollte keine verwandtschaftlichen Rechte haben.

Na, sie kam ihm ja auch nicht oft. Manchmal tat sie ihm sogar leid, wenn sie sich so schelt um ihn herumdrückte, sie, die sonst fest und gewandt mit allen Leuten umzugehen verstand. Aber sie war ihm nun einmal ein Dorn im Fleisch!

Und nun diese verrückte Idee von dem Pfarrer. Das war auch so ein Neuerer und Eiferer! Wenn noch der alte im Amte wäre, der einstmalig ihn und seine Frau getraut und die Kinder getauft hatte, dann gäbe es keine Sorge; der wußte, wie es mit der Fränze stand, und hätte nichts gesagt und verlangt, was die alte Geschichte wieder aufwühlte. Aber dieser war erst seit Jahresfrist in der Gemeinde und setzte seitdem in dieser wie der bekannte neue Wesen. Als seine Frau die beiden Mädchen zum Konfirmationsunterricht anmeldete, hatte er über die Fränze Bescheid wissen wollen, und nun verlangte er, daß Fränze erfuhre, woher sie stamme, und daß sie nur ein Pflegekind des Gutshauses sei. Zum Donnerwetter, man konnte nicht wissen, was dabei herauskam!

Der Fränze ihr Vater war bis jetzt unauffindbar gewesen. Was die Leute redeten, spielte keine Rolle. Sie hatten auch längst aufgehört zu reden, aber nun würden sie wieder anfangen, würden alte Gespenster auftauchen und neues Kopfschütteln wach werden, — greulich war ihm das!

Na, und seine Frau, — lächerlich, — die sorgte sich nur um die Fränze! Wie die sich aufregen und kränken würde.

Dummes Zeug, die konnte sich nur freuen, daß sie in so gute Hände gekommen war.

Aber das hielt Vater Nidel sich nur mit seinem

Verstande vor, mit dem Gewissen fühlte er sich arg belastet, und all das, was vor nun fast 15 Jahren sein Gemüt bedrückt und ihm eine Zeitlang die Freude am Leben verdorben hatte, wachte nun wieder auf und peinigte ihn.

Frau Minchen hätte ihrem Fritz und ihrer Fränze gerne diese Aufregung erspart. Sie verhandelte mit dem eifrigen Herrn Pfarrer immer wieder, ob man diese Aufklärung für das arme Kind nicht lieber lassen könne, bis es etwas älter und verständiger sei. Es wäre doch sehr hart für Fränze, wenn sie erführe, wer ihre Mutter gewesen und wie unrechtmäßig sie in das Leben getreten sei, und daß sie so gar nicht zu ihnen gehöre.

Der Herr Pfarrer strich sich den dunklen Bart und sah Frau Minchen so streng und durchdringend an, daß diese in heimlicher Angst zu glauben begann, er wisse über Fränzes Herkunft mehr, als er verrate, und dann sagte er: „Verehrte Frau, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die unausbleibliche Entdeckung von Franziskas unehelicher Geburt und niedriger Verwandtschaft in späteren Jahren das Mädchen viel härter treffen kann als jetzt. Wenn ein Mann einstens ihrer begehren sollte, könnte es zu schlimmeren Konflikten kommen. Außerdem soll das Beispiel der Mutter die Tochter warnen und behüten vor eigenem Fall, denn sie hat das Blut der leichtsinnigen Mutter und eines ehr- und gewissenlosen Vaters in ihren Adern und man kann nicht wissen, wozu sie dieses treibt.“

Mehr wollte Frau Minchen nicht hören. Wenn er erst auf Fränzes Vater kam, machte sie lieber Schluß. Mit dem Pfarrer war nicht zu reden und in einzelnen Punkten hatte er ja wohl auch recht. Ja, es konnten Fälle kommen, daß Fränze doch erfahren mußte, woher sie stamme. Gut, dann nur bald, damit es überstanden war und sich wieder verbluten konnte. Aber der Herr Pfarrer sollte es ihr sagen, sie hatte nicht den Mut dazu.

Mit bangem Herzen wartete sie, wie das arme Kind die schwere Erkenntnis aufnehmen würde. Sie hatte kürzlich in einem Roman gelesen, daß in einem ähnlichen Falle die junge Heldin sich das Leben nehmen will und nur durch eine besonders glückliche Fügung, die natürlich in Gestalt eines liebenden Jünglings auftritt, von diesem entsetzlichen Vorhaben zurückgehalten wird.

Da nun hier und besonders bei Fränzes zartem Alter auf eine derartige Fügung nicht zu rechnen war, so machte Frau Minchen, die in letzter Zeit bedenklich zu altern begann, sehr bequem wurde und Spaziergänge überhaupt niemals geliebt hatte, sich selbst auf die Beine, um durch schmelzenden Schnee und über die Schlidderbahnen der Dorfjugend fort, nach dem Pfarrhause zu wandern, in das Fränze zu einer Besprechung mit dem Seelsorger gerufen war. Sie wollte in der Nähe der Kirche warten, bis das arme Kind herauskäme und es dadurch an jedem Gewaltakt hindern.

Gedankenverloren wanderte sie auf und ab; die Knie wurden ihr sehr kalt und die Augen tränkten bei



dem scharfen Winde, aber sie merkte es kaum, sie empfand nur, wie Fränze ihr im Laufe der Jahre an das Herz gewachsen war, fast wie ihr eigenes Kind. Da stockten ihre Gedanken, — ach nein, ach nein, Gott sei's geklagt, Fee hing ihr loser daran, Fee, ihr wirkliches, eigenes Kind, stand ihr lange nicht so nahe! — Woran das nur lag?

Sie hauchte behutsam ihre kalten Finger an und startete in den Schnee. Die Fee war rasch und kurz, hatte über alles andere Ideen, kümmerte sich wenig um sie, immer nur um den Vater. Und das war ja auch gut, gewiß, — nein, daran lag es nicht. Des Aüßeren halber? — Um Himmels willen, nein; da wäre sie ja nicht besser als eine Götzgötterin, wie neulich Fräulein Marie gesagt hatte, als sie auf das Kapitel Schönheit gekommen waren. Nein, nein, das sollte und durfte es nicht sein!

Frau Minchen trippelte von einem Fuß auf den anderen. Sie kam sonst so wenig zum Nachdenken. Wenn sie nicht in der Wirtschaft tätig war, dann strich sie und las und dabei gingen ihre Gedanken gehorsam die Wege, die der Schriftsteller ihnen wies. Nun auf einmal hier, mitten im Schnee, sah sie in das Buch ihres Herzens und las darin allerlei, wovor sie erschraf. Vielleicht war sie für Fee keine gute, sorgsame Mutter, vielleicht war sie es für Eugen auch nie gewesen. Schrecklich, daß man so etwas denken konnte!

Aber ihre Kinder waren auch so sonderbar. Sie kam nie recht mit ihnen zusammen. Ja, die Fränze, die konnte küssen und schmeicheln und lief mit ihr durch Küche und Keller und nahm Teil an allem, was sie interessierte und verstand sie. Fränze machte ihr das Herz warm. Sie brauchte wohl so ein Kind wie die Fränze.

Da kam die um die Ecke, rot, erblitzt, verweint. Fast wäre sie an Frau Minchen blind vorbeigestürzt. Die hielt sie auf.

„Fränze!“

„Tante, du? — Ach, Tante“ — die Tränen stürzten — „wenn du wüßtest —“

„Ich weiß alles, Kind.“

„Nein, nicht alles. Dieser greuliche Mensch!“ — Die kleine Faust drohte nach dem Pfarrhause hin. — „Denk bloß, ich soll zu dem alten, schmutzigen Weib, zu meiner sogenannten Großmutter hingehen und sie anerkennen!“

Die Tränen stürzten von neuem über das runde Gesicht und sie stampfte mit dem Fuß zornig den Schnee.

Frau Minchen war ganz verblüfft. Sie konnte sich nicht gleich in den Gedankengang finden. Fränze war schon bei der Großmutter, während sie noch um Vater und Mutter zitterte. Und in diesem Sinne stotterte sie verwirrt: „Aber, Fränze, deine Mutter —?“

„Ach, Tante, das weiß ich doch längst. Denkst du, die Mägde hätten mich aufwachsen lassen, ohne mir das zu stecken? — Was geht mich die tote Mutter an?“

„Fränze, es war doch deine Mutter!“

„Ja, Tante. Besser, sie wär' es nicht gewesen. So eine Mutter! Na, und der Vater? Im Leben glaube ich nicht, daß er ein Knecht war! Nein, in meinen Adern fließt besseres Blut! Tante, weißt du, bei der Theolinde, neulich in dem Buch, war es ein Prinz! Na, das glaub' ich nun nicht —“

„Aber, Fränze, ist das der ganze Eindruck, den die Worte des Herrn Pfarrers auf dich gemacht haben?“

Frau Minchen war entrüstet. Dafür hatte sie sich beinahe die Füße erfroren und einen Schnupfen geholt! Anscheinend empfand die Fränze nichts von alledem, was die Tante in ihren romantischen Gefühlen in ihre Seele hineingedacht hatte! Keine Selbstmordgedanken, — Gott sei Dank, — aber auch kein wehmütiger Anflug an die tote Mutter, kein leidenschaftlicher Groll auf den unbekannten Vater, kein Sorgen und Grübeln um die Stellung zu den Pflegeeltern!

Das junge Gesicht hatte sich bei der letzten Frage Frau Minchens noch mehr verfinstert:

„Ach nein, Tante, das ist augenblicklich alles nebensächlich, aber was machen wir mit dem alten Weib, mit der Glasche?“

Die Tante war jetzt sehr verstimmt. Hart und streng fuhr sie die neben ihr Schreitende an: „Das ist deine Großmutter, Fränze, deine leibliche Großmutter! Du wirst tun, was der Herr Pfarrer verlangt!“

Fränze zuckte zusammen. Blisthch hatte sie begriffen, daß sie sich nicht nach Tantes Geschmack benommen. Sie weinte laut auf und fast instinktiv fiel sie jetzt in den richtigen Ton.

„Ach, Gott, Tantchen, nun fängt es schon an, nun stößt du mich schon von dir! Eine Verworfene bin ich und eine Verlorene, von der niemand etwas wissen will! Du bist mir eine Mutter gewesen, dich allein hab' ich als Mutter geliebt, niemand sonst! Onkel hat mich nie lieb gehabt, Fee macht sich nichts aus mir, Fräulein Marie bin ich immer nur die Magdsochter gewesen. O, ich hab' es immer gemußt; aber du, du —! Ach, mein einziges, liebes Tantchen, wenn du mich auch nicht mehr lieb hast und mich der schrecklichen alten Frau ausliefern willst, dann will ich lieber sterben, dann gehe ich ins Wasser, wo es am tiefsten ist!“

Da es bei Molitten im Umkreise von zehn Meilen nirgends ein Wasser gab, das so tief war, um für einen erwachsenen Menschen die geringste Lebensgefahr zu ermöglichen, so verlor diese schwungvolle Drohung eigentlich jeden Reiz und Wert, aber für Frau Minchen genügte sie, um alle Härlichkeit und Sorge um Fränze wieder aufleben zu lassen. Im Augenblick war sie verböhnt. Fränze fühlte nun so, wie sie es erwartet hatte, Fränze hing nun an ihrem Kalse und weinte herzbrechend. So mußte es sein. Sie war eben noch ein Kind, sie hatte nicht gleich den ganzen Umfang der Sache begriffen, hatte sich nur auf das besonnen, was ihrem schmerzlich betäubten Sinn am widerwärtigsten aufgestoßen war. Aber nun brach das edle Gefühl durch und sie klammerte sich an die geliebte Pflegemutter.

Frau Minchen tröstete, Frau Minchen liebte. Sie war im Grunde eine Natur, die stark aufgetragene Affekte liebte, die alles sehen und hören und körperlich fühlen mußte, um daran zu erwärmen. Sie selbst konnte ihre Empfindung schlecht von sich geben, sie war ungent und herb, aber desto empfänglicher war sie für alles Laute, Überströmende und leidenschaftlich Auftretende. Daran lag es wohl auch, daß die ihr gleich gearteten Kinder ihr immer ferner blieben, wie dieses aufgeregte, bewegliche und lebhaftes Mädchen, das außerdem eine so schlaue Anpassungsfähigkeit besaß und instinktiv wußte, was die Schwächlinge und Langsame wünschte und verlangte.

Während die beiden im Schneegestöber langsam nach Hause gingen, kam alles zwischen ihnen in die richtige Ordnung und sie wurden vollkommen einer Ansicht und Meinung.

So still und heimlich über diese Angelegenheit fortgehen wie möglich, zu keinem Menschen darüber sprechen und alles beim alten bleiben lassen. Frau Minchen gelobte, gerührt von Fränzes stürmischen, zärtlichen Bitten, daß sie ihre alte, treue Mutter und Tante sei und Fränze nie von sich lassen wolle. Fränze bliebe ihr Haustochterchen, ihre Stütze und Hilfe.

Sie vergaß im Sturm der Gefühle vollkommen, daß das Pflegekind für eine untergeordnete Stellung bestimmt war, daß sie noch vor kurzem mit ihrem Fritz davon gesprochen hatte, daß es nun, nach der Eingeung, Zeit würde, Fränze irgendwo anders hinzugeben, in die Wirtschaft, damit sie sich gewöhne, anderen Leuten dienstbar zu sein und für sich selbst zu sorgen.

Jetzt fühlte sie nur, daß sie das arme Kind, das doch immerhin von Rechts wegen in ihre Familie gehöre, auch in dieser halten und ihm über die heutige, schmerzliche Erinnerung forthelfen müsse.

(Fortsetzung folgt.)



# Die Ausgestaltung der Kriegergrabstätten im Gouvernement Warschau.

Von Vizefeldwebel B. Girsch, kommandiert als Gartenarchitekt zur Kriegergräberabteilung.

Auf Anregung des Kriegs- und Kultusministeriums be- reisten Abordnungen aus Künstlerkreisen: Architekten, Gartenarchitekten, Bildhauer usw. in den Wintermonaten des vergangenen Jahres die Gräber und Erinnerungsstätten un- serer gefallenen Krieger im Osten. Zweck der Reise war, durch örtliche Anschauung allgemeine Gesichtspunkte für die Erhal- tung und Ausschmückung zu gewinnen.

Auf Grund des Gesehenen wurden Leitfäden und Vor- schläge ausgearbeitet und dem Kriegsministerium unterbrei- tet. Infolge wurden für die Ausschmückung geeignete Persön- lichkeiten dieser Berufsgruppen von unserer Heeresleitung zur Verfügung gestellt. Mir wurde im Mai d. J. das Kom- mando zuteil, im Gouvernement Warschau ein Gebiet von 2500 Quadratkilometern zu bearbeiten.

Ein so großes Gebiet zu bearbeiten, stößt natürlich auf die mannigfaltigsten Schwierigkeiten. Die weiten Entfernun- gen mit den schlechten polnischen Verkehrsverhältnissen lassen es nicht zu, die Arbeiten so zu beginnen und durchzuführen, wie man es von Deutschland gewohnt ist. Hinzu treten die hiesigen klimatischen und Bodenverhältnisse, und nicht zum wenigsten die Charaktereigenschaften und Lebensweise der Polen selbst. Ehe man an einen Plan zur Vornahme der ganzen Arbeiten herzutreten kann, muß man diese Punkte genauestens kennen gelernt haben.

Die Grabstellen müssen leicht erreichbar sein. Einzelne Gräber im Gelände, im Feld oder an sonstigen ungeschüt- zten, nicht durch Bäume, Bodenhebung kenntlichen Stellen, gehen nach kurzer Zeit verloren.

Zu vermeiden sind solche Plätze, die in Gärten oder zu nahe an Häusern liegen. Deshalb geht man von dem Grundsatz aus, solche einzelne Gräber umzubetten, sie an ge- schützten, leicht erreichbaren Stellen zu kleinen Friedhöfen zu vereinigen. Hierbei läßt sich der größte Teil der Gefalle- nen noch feststellen, und so kann man den Angehörigen in der Heimat die Gewißheit geben, wo ihre Lieben ruhen. Ein weiterer Vorteil ergibt sich daraus, daß sich solche Sammel- friedhöfe in weit schönerer und besserer Weise ausgestalten lassen. So sind in meinem Bezirk wunderschöne, kleine Wald- friedhöfe entstanden, ein in seiner Art ergreifend wirkender Friedhof auf einem Sandberg, Friedhöfe im Weidelande und an Straßen in der Umgebung von Marienbildnissen und dergleichen.

Die Ausschmückung der Gräber und Friedhöfe muß so schlicht wie möglich sein; es kann alles: das Kreuz, der Ge- denstein, die Hügelform und die pflanzliche Ausschmückung gar nicht einfach und urwüchsig genug sein. Jede Ansehnung an den Friedhofsschmuck der Heimat ist vom Übel. Es sind Heldengräber, die unter den örtlichen Verhältnissen, unter dem Gesichtspunkt der Größe der Zeit, ihren ganz besonderen Ausdruck und Charakter erhalten müssen.

Es ist sehr bedauerlich, daß manches von Kameraden- hand in Liebe und Dankbarkeit geschmückte Grab in seiner Form aus diesem Grund nicht erhalten werden kann. Noch schmerzlicher ist es, wenn Angehörige die weite Reise von Deutschland nach Rußland unternehmen, um dem Grab ihrer Lieben ein „würdiges“ Denkmal zu geben, das ganz und gar nicht dem Geist entspricht, welchen wir heute für unsere Heldengräber fordern müssen. Will jemand etwas für seine gefallenen Angehörigen tun, so empfiehlt es sich, immer vor der Reise, erst schriftlich mit der zuständigen Behörde in Ver- bindung zu treten.

Jedes Grab, jeder Friedhof erhält als Schutz gegen Menschen und Tiere eine möglichst starke Einfriedigung durch Holzzaun und lebende Hecke. Große Schwierigkeiten bereitet die Erhaltung der Grabhügel. Mit Rasensoden belegt oder mit Grassamen eingesät, sind sie entweder bald verdorrt oder der reichliche Regen läßt ein derartiges Gras schießen, daß die Gräber einer großen Wirnis gleich sehen. Ich bin des- halb dazu gekommen, Gras möglichst wenig zu verwenden, und vorwiegend nur an den Stellen, wo entweder Pflege möglich ist oder es sich um ganz große langgestreckte Hügel handelt, die auch selbst im hohen Gras gut aussehen. Bei den Einzel- gräbern und kleineren Hügelchen verwende ich Bodenbedeckungs-

pflanzen, die in der unmittelbaren Umgebung wachsen. An sonnigen, sandigen Stellen befinden sich in Massen Thymian, Sedum, Federneffen und anderes mehr. Geringes liefert der Wald: Farn, Heidekraut und Heidelbeeren für solche Zwecke. Eisen und Immergrün muß aus der Heimat beschafft werden, da ich davon bisher nichts wild wachsend finden konnte.

Für solche Plätze, wo Bodenbedeckungspflanzen in der un- mittelbaren Umgebung nicht gefunden werden konnten, habe ich eine Staudenschule im hiesigen Militärfriedhof eingerich- tet, welche die vorher angeführten Arten in Massen heran- ziehen soll.

Die übrige pflanzliche Ausschmückung ist äußerst einfach. Sie lehnt sich an das Pflanzenwachstum der unmittelbaren Umgebung an. Eine Baum- oder Sträucherart gibt jedem Grab seinen Charakter. Besonders sind da zu nennen: Birke und Eiche, Flieder, Solander, Schneeball, Goldregen. Als Hecke kommen nur einige wenige Arten zur Anwendung: Hainbuche, Feldahorn, Weißdorn, Schlehe, Wildrose, Liguster, Rotbuche, Fichte.

Die Kreuze sind einfach, aber dauerhaft gearbeitet. Einige wenige Typen kommen zur Anwendung. Die Auf- schrift ist einfach, kurz und klar. Ganz ähnlich wird der Denk- stein angewendet. Jeder künstliche Stein, wie wir ihn auf dem heimatlichen Friedhof haben, paßt nicht zum Soldaten- grab, das draußen im Gelände liegt. Ein vorzügliches Material haben wir im Findlingstein, welchen man in hiesiger Gegend vielfach findet.

Zu großen, würdigen, gemeinsamen Denksteinen mag nach dem Frieden die Zeit gegeben sein.

Wir gestalten das Grab des Offiziers wie des Gemeinen, das Grab des Freundes wie das des Feindes in gleich liebe- voller, aber einfacher Weise aus und suchen damit unseren lieben, teuren Soldaten den Dank für die dem Vaterland treu geleisteten Dienste darzubringen. (Zens. Mz.)



## Aus der Kriegszeit.

Das Fracht-Tauchboot — ein alter deutscher Gedanke. Die Fahrt der „Deutschland“, des ersten Fracht-Tauchbootes der Welt, wurde schon vor rund 50 Jahren gewissermaßen vorausgesehen. In der im Verlage von Dr. Böllers erscheinenden Zeitschrift „Natur und Kultur“ macht Abels auf einen unbekannt gebliebenen Brief von Wilhelm Bauer, dem Er- finder des ersten deutschen Unterseebootes, aufmerksam. Es heißt in dem Schreiben des genialen Vorläufers der unter- seeischen Schifffahrt: „So stehe ich wieder nur um ein kleines vorgeschritten in Erfahrung und Leistung vor Deutschland. Ich sehe tiefbewegt mich zur Tatlosigkeit verurteilt, während die Küstungen zu Lande und zur See ganz Deutschland be- schäftigen. Die Nation kann ich nicht (zur Vollendung seines Tauchbootes) um so große Opfer bitten; die Regierungen wollen an mir keinen Drehse (Erfinder des Bündnadelge- wehres) zur See erkennen, ich selbst aber bin machtlos dem Geschick überantwortet. Mein Urteil, daß die Monitors nur der Übergang zur Submarine sind, wird belacht. Meine Ver- kauptung, daß die Schlacht von Lissa den Beweis lieferte, daß sich Kriegsschiffe dem Widerstoß durch Untertauchen entziehen müssen, erscheint heute noch kindisch oder zu kühn. Und meine Fernsicht, daß die Handelschiffe Gefahren des Sturmes, des Strandens usw. durch Untertauchen unter die Wellen- linie wie eine Qualle sich entziehen müssen und noch werden, erscheint der Gegenwart noch zu grau.“

Stappenhauptort im Westen. Uns wird geschrieben: Ein Schilling selbstlicheren Friedens liegt die kleine französische Stadt unter dem Berg geduckt da. Freilich, auf dem Berge ragen Wall und Mauern, auf dem Berge liegt die Festung. Doch diese stürmungsbede Burg ist wie die trostige Ritter- küstung, die der reich gewordene Bürger in seinem Zimmer aufstellt. Gärten blühen an dem Hange, der zwischen zwei Tälern aufwächst, Gärten begleiten den Berg hinaus, bis die Stadt im Tale dem rückgewandten Blicke entschwim- det, hinaus in die Weite der Felder und Wälder. In die friedvolle Umhegung versenkt sich der Blick, gleitet zärtlich mit den neckischen Windungen des kleinen Flusses durch saftige Wiesen an hohen Pappeln vorüber und sucht im Ge- wirr bescheidener Häuser das eigene Dach. Reiche Felder steigen ringsum auf zu den Wäldern. Lustige, helle



Farben treiben über der Fläche ein rätselhaftes Spiel. Ein gut gebettetes Dorf schläft ein unter einer Decke von schlaftrigem Violett. Frieden überall, wohin das Auge blickt. . . . Plötzlich überfällt ein dumpfes Dröhnen diese Ruhe. Es geht nur, um sofort wiederzukehren, und nun ist das ganze Kal erfüllt von unablässigem Donner. Jenseits der Berge tobt die furchtbare Schlacht, in der je Menschen miteinander rangen. Und der Friede ist noch immer ein schöner Traum. . . . In den Straßen des Städtchens hastet und lärmt Geschäftigkeit. Das Nest scheint zur Großstadt geworden zu sein, aber der Lärm ist nicht der Lärm der großen Stadt. Er ist voll unregelter Kraft, schwillt eigenwillig an und ab, bläst auf allen möglichen Instrumenten. Schwere Munitionszüge ächzen vorüber. Lastautos donnern durch die Straße. Wagen knarren in langer Reihe vorbei. Mit grellem Schreien kriechen eilige Kraftwagen dahin. Der stramme Schritt anmarschierender Truppen will den Lärm in Reim und Rhythmus bannen. Gesang drängt mit Macht alles andere aus der Straße. Eine seltsame Stille folgt. Einen Augenblick lang ist das französische Städtchen voll starren verzagenden Staunens, das deutsche Städtchen voll stolzer Bewunderung. Da wirft sich aber der Lärm schon mit neuer Wut in die Stille. An schnelle Kraftwagen gekuppelt rollen die federnden zweirädrigen Wagen heran, auf denen die Verwundeten gebettet werden. Die Stadt ist voller Krankenhäuser, und manchen fanden sie schon geheilt den Lieben in der Heimat, damit sie ihm zu völliger Genesung hülfsen. Mancher freilich ruht auch schon in dem Garten vor der Stadt, der seine Erde für viele Gräber öffnen mußte und blühende Zweige über die Schläfer dort unten über Freund und Feind neigt. Es ist eine schreckensvolle Grausamkeit in der geschäftsmäßigen Alltätigkeit, in der militärischen Pünktlichkeit der Begräbnisse. Wie vielen immer neuen Kameraden drückten wir schon die Hand zum Willkommen, wie vielen drückten wir sie zum Abschiede, wie vielen sagten wir, „auf Wiedersehen“, die nie mehr wiederkamen. Immer wieder muß der Blick sich losreißen vom Einzelnen, um beim Ganzen Trost zu finden. . . . Der Abend findet das Städtchen noch immer geschäftig. Die eifrigen Handlanger hier dürfen nicht ruhen, damit die Bauleute dort vorne am Werke bleiben können. Nur die französische Bewohner dürfen den Feierabend genießen. Sie sitzen in ihren Gärten am Berge und teilen einander ihre Friedenssehnsucht mit. Die Spiele der Kinder sind stiller geworden. Dort unten in der Straße zieht ein Trupp kleiner Franzosen umher, helle Stimmen singen „Deutschland, Deutschland, über alles.“ Soldaten haben sie Wort und Melodie gelehrt. Sie wissen wohl nicht, was sie singen, und doch ist ihr Gesang wie ein Versprechen, daß sich zwei große Völker künftig besser verstehen werden. . . . Noch immer donnert jenseits der Berge die Schlacht. Fürchterlich wird die Stimme des Kampfes in der stillen Nacht. Gedanken, Schlaf und Träume verscheucht sie und zwingt alle Sinne zu sich. Es ist, als hörte man zwei Riesen in entsetzlichem, im letzten Kampf Brust an Brust leuchten. Das Hirn zermartert sich in dem Gedanken an Hilfe, es verzweifelt in seiner Ohnmacht. Aber dort vorn stehen die Kameraden, stärker noch als durch Blut miteinander verbunden durch die gleiche Not, die stärkste Gemeinschaft der Erde. Ja, Muth und Donner fallen auf sie, sie leiden, sie sterben, aber sie ringen und siegen. Und dennoch bleibt ein Nest voll Trostlosigkeit ob dieser von Menschen entfesselten, im Wahnsinn rasenden Vernichtung. Und das Hirn fürnt weiter nach Befreiung, nach Erlösung, nach einem allmächtigen Gebot. Bis menschliche Begrenztheit, bis Schwäche stärker wird als Riesengewalt und der Schlaf erlösend die Last von der Seele nimmt. . . . (Jen. Vln.)

**Poilu und Tommy in russischer Betrachtung.** In einem Bericht des Kriegsberichterstatters Danchenko des „Nuzhoje Slowo“ findet sich der folgende Versuch einer vergleichenden Charakteristik des französischen und englischen Durchschnittsfeldaten vom russischen Standpunkt: „Der Tommy und der Poilu haben vieles gemeinsam; dennoch sind zwischen ihnen auch wesentliche Unterschiede festzustellen. Der Poilu erscheint im Kriege als Soldat und als Arbeiter, der Tommy als Soldat und Sportmann. Der Poilu legt nicht viel Wert auf Außerlichkeiten, wie Kleidung usw., während der Tommy überall die Gelegenheit wahrnimmt, sich vor allem abzugeben und umzukleiden. Der Poilu bewegt sich in großen Verbänden, der Tommy sucht wie ein Sportmann auf der Jagd seinem Kameraden zuvorzukommen. Der Poilu kämpft furcht-

bar, der Tommy kämpft schön. Der Poilu lacht selbst in den ernstesten Augenblicken, der Tommy bewahrt stets seine aufmerksame Ruhe und Unbekümmertheit. Der Tommy rasiert sich sorgsam in den Kampfpausen und pflegt seine Nägel, der Poilu läßt sich unbesorgt einen stacheligen Bart stehen. Der Poilu benützt die Erholungspausen zu angenehmem Nichtstun, der Tommy zum Cricket- und Fußball-Spielen. Der Poilu ist in der Wohn- und Essfrage leicht zufriedenzustellen; der Tommy hingegen schläft nur in gutgelüfteten Zelten und verlangt sein englisch zubereitetes Fleisch, sein Bier, seine Nationalspeisen und womöglich auch noch den üblichen Fünfteltee. Der Poilu kämpft wie ein Dampfhammer, indem er sucht, alles blindlings kurz und klein zu schlagen; der Tommy gleicht dem vom Vogen abgeschandten Pfeil.“

**Hundert Jahre deutscher Gasbeleuchtung.** Die deutsche Gasbeleuchtung kann sich in diesem Jahre eines hundertjährigen Bestehens rühmen, welches mit der Einrichtung der ersten deutschen Gasanstalt im Jahre 1816 auf dem königlichen Amalgamierwerk bei Freiburg i. S. seinen Anfang nahm. Schon 5 Jahre vorher hatte ihr Erbauer, Lampadius, daselbst in der Fischergasse die ersten öffentlichen Gasbeleuchtungsversuche gemacht, die auf die Erfindung des Apothekers Jan Pieter Winkelaers zurückzuführen sind. Diesem Begründer der Leuchtgasindustrie gelang es schon 1783, aus Steinkohle erzeugtes Gas zu Beleuchtungs- und technischen Zwecken herzustellen und 2 Jahre später seinen Hörsaal zu Löwen damit zu erhellen. Nachdem Paris im Jahre 1815 die erste Gasbeleuchtung für die Passage des Panoramas erhalten hatte, brachte das folgende Jahr den Deutschen außer der erwähnten Gasanstalt auch die erste Gasbeleuchtungsanlage, die in Berlin für die noch bestehende Firma Hensel u. Schumann in der Niederwallstraße geschaffen wurde. „Die ganze Fabrik und Wohngebäude, auch einige Hof- und Straßenlaternen sollen mit Licht versehen werden.“ berichtet darüber die „National-Zeitung der Deutschen“. Welches Aufsehen diese Neuerung erregte, ersieht man daraus, daß König Wilhelm III. und die Prinzen sie einer Besichtigung unterzogen. Vielleicht war es eine Folge dieses Besuches, daß auch die königliche Eisengießerei bald von dem neuen Beleuchtungsmittel Gebrauch machte. Ihre Verwendung bildete noch lange Zeit eine Sensation, mit der die Zeitungen ihre Leser unterhielten, indem sie sie entweder lächerlich machten oder ihr eine große Zukunft prophezeiten. Die „National-Zeitung der Deutschen“ sah schon im Jahre 1817 voraus, daß die Zeit kommen werde, „wo jeder Bürger so gut seine Gasröhre zur Lichterhergung hat, als ihn jetzt Wasserleitungen mit Wasser versehen.“ Aber damit hatte es noch gute Wege. Vorläufig war diese Erfindung noch so sehr ein Luxus der Reichen, daß ein Hamburger Kaufmann, der sie in seinem Hause verwendete, die Witzbegierigen gegen Erlegung einer freiwilligen Gabe an die Armen zeigen und erläutern konnte; und so ungewohnt war ihre Wirkung, daß, als der Große Saal des Bremer Museums am 5. Dezember 1817 zum ersten Male mit Gas erhellt wurde, die Festgesellschaft das „überaus schöne Licht“ mit lautem Jubel begrüßte. In den Bürgerwohnungen begnügte man sich noch lange mit den seit 1800 aufgefundenen Stearinkerzen, die vor den früher ausschließlich verwendeten Talglatern den Vorzug größerer Helligkeit hatten. Daß aber auch diese noch nicht abgenommen waren, läßt sich aus der Prämie von 30 Talern schließen, die sich im Jahre 1816 ein Seifenfieber durch Erfindung eines verbesserten Dochtes für gewöhnliche Talglatern verdiente. „Wähte nicht, was sie Besseres erfinden könnten, als daß die Lichter ohne Rußen brennen.“ Dieser Stoffseuffer Goethes fand gewiß allgemeinen Widerhall, bis endlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Petroleum aufkam und die Gasbeleuchtung allgemeinere Verbreitung fand. Daß der inzwischen in Vergessenheit geratene älteste Gasbrenner, der Schnittbrenner, damals als Triumph der Beleuchtungstechnik angesehen werden konnte, will uns heute nicht mehr in den Sinn, nachdem alle seither von ihm vorgenommenen Verbesserungen längst durch Auer von Welsbachs 1891 erfundenes Gasglühlicht überholt worden sind und das intensive Licht des in Weißglut versetzten Glühbirnen seinerseits durch den Entwicklungsgang der Edison'schen Glühbirne von der Kohlenfaden- zur Metallfaden-, und schließlich zur Metallbrennlampe einen so gefährlichen Konkurrenten erhalten hat.